

Das rothe Haar.

Stizze von E. F. A. H. r. o. w.

In dem Landhaus der Gräfin Terhof waren lebend die Rollstühlen angebracht worden.

Die Gräfin nicht befriedigt ihrer Gesellschafterin zu.

„Jetzt erst bin ich sicher, daß man mir nichts stehlen wird.“ Niemand weiß es zwar, daß im Speisezimmer so schönes Silber und im Keller der Schrank mit den Schmuckstücken ist.

„Der schöne, regelmäßige Kopf der jungen Dame neigte sich zustimmend, und die etwas zu rothen, scharfgeschnittenen Lippen murmelten: „Rein, man könnte nicht hinein, nicht wahr?“

„Alfo keine Angst“, lachte Baron Detlev, ein Neffe der alten Dame, der hinter der Gesellschafterin saß und den deren rothes, volles, lockiges Haar mit dem von der Tante geschenkt Zinistamme darin augenblicklich mehr interessirte als alle Diebe.

Die Gräfin zog nervös die Augenbrauen zusammen. Vor einer ernsthaften Reizung zwischen den Beiden hatte sie allerdings keine Angst. Detlev war sich zu mißtrauisch und fand immer in Menschen und Dingen ein „Haar.“

„Morgen verreise ich übrigens auf drei oder vier Tage“, wandte sie sich jetzt zu ihrem Neffen. „Fräulein Astrid wird dann allein in der Stadt sein und natürlich keine Herrenbesuche empfangen können, Detlev; aber du könntest doch einige Bücher hinschicken, nicht wahr, damit sich das arme Kind nicht langweilt?“

Die Augen mit der goldenen Wimpernfranse waren niebargeschlagen, aber ein ganz leises Schmelzeln zeigte um die dunkelrothen Lippen.

Detlev sah es und lachte frei heraus.

„Ich habe verstanden, Tante! Und natürlich werde ich mich mit Fräulein Astrid durch das Telephon unterhalten.“

„Ach bitte, thun Sie das nicht!“ bat Astrid. „Ich spreche so ungerne durch das Telephon, es macht mich ganz nervös. Wahrscheinlich liegt es an meinem Gehör, daß mir jede Stimme so überlaut erscheint.“

Wie discreet Astrid auf die Wünsche der Gräfin einging! Sie telephonirte ja ganz gern und oft!

Während die Gräfin vertritt war, erhielt aber Detlev eine Schreckensbotschaft. Das kleine Landhaus am Walde war abgebrannt.

„Abgebrannt? Oder nur angebrannt?“ Man konnte aus dem aufgeregten, telephonischen Bericht nicht klug werden — es war Fräulein selbst, die ihm die Botschaft brachte.

„Irgend etwas in dem Ton der Sprecherin schien dem jungen Grafen verändert. Es war vielleicht nur die Aufregung — was sonst sollte es sein?“

Er blieb indeffen nachdenklich und beschloß, in der Villa sehr sorgfältige Nachforschungen anzustellen, sobald er nur erst wußte, wie es draußen ausseh.

Es sah nicht besonders schlimm aus. — Der Dieb war offenbar zuerst durch den Keller eingedrungen, denn sonst konnte er garnicht hinein gelangen; und dann mußte er vielleicht aus Wuth, weil er nicht das Erwartete gefunden, vielleicht aber auch nur, um etwaige Spuren zu verwischen, Feuer angelegt haben. Dies hatte zum Glück nicht weit um sich ge-griffen, und schon am sehr frühen Morgen hatte man es entdeckt.

Sonderbar war es, daß der Wächter in der blendend hellen Mondnacht nichts von dem Diebe bemerkt hatte. Detlev blickte sich genau in der Villa um — der Wandschrank im Keller war leer, doch mußte er mit einem feinen Nachschlüssel geöffnet und nicht erbrochen worden sein. — Gegen Abend kehrte die Gräfin zurück, und sie blieb merkwürdig ruhig bei der Nachricht, daß der Schrank leer gewesen sei.

„Ja, Detlev, das glaube ich!“ sagte sie. „Denn der war schon vorher leer! Dachteft du, ich sei wirklich so thöricht, echte Schmuckstücke dort drau-ßen allein zu lassen?“

„Aber wie denn — du hast doch zu Fräulein Astrid gesagt. . .?“

„Nun ja, das war mehr Spaß! Ich hatte aber sowohl das Silber wie den Schmuck in einem Koffer mitgenommen. — Die Diebe werden sich schön geärgert haben, daß sie so gar nichts erbeuteten!“

Während sie die letzten Worte sprach, war leise ihre Gesellschafterin eingetreten, und rein zufällig sah Detlev ihr Gesicht im Spiegel.

Er erschrak sehr. Das schöne Antlitz und die purpurrothen Lippen waren verzogen — häßlich, ganz häßlich sah die schöne Astrid eben aus! Zugleich bemerkte Detlev, daß in dem rothen Haar der schönen Kamm fehlte, den sonst Astrid täglich trug.

„Nun?“ fragte die junge D. m.

„hat man eine Idee, wer der Verbrecher war?“

„D.“ warf die alte Dame hin, „es ist mir eigentlich gar nicht wichtig. — Großer Schaden ist nicht entstanden, ich habe auch gesehen, daß die Jalousieen nicht so unfehlbar sind, wie ich dachte — also regen wir uns darüber nicht weiter auf. — Sagen Sie, liebes Kind, sind inzwischen die neuen Bücher gekommen?“

Und die Gräfin vertiefte sich in ihr Stedenpferd, die allerneuesten Reiseberichte aus fernen Ländern.

Detlev aber sagte leise zu Astrid: „Wo haben Sie Ihre blauen Kamm, Fräulein Astrid? Ich vermisse ihn in Ihrem Haar.“

Sie lachte schräg zu ihm auf: „Ich wollte heute einmal einen andern tragen, aber morgen können Sie ihn wieder bewundern.“

„O“, murmelte er, „Sie wissen, daß es nicht der Kamm ist, den ich bewundere.“

Astrid suchte ein wenig die Achseln. Im ganzen war sie zufrieden mit den Fortschritten, die sie in der Groberung des jungen Herrn machte. Freilich — ob es je ernst werden würde? Doch Detlev war ein Bedant in mancher Beziehung. Er fand nicht den gewohnten leichten Unterhaltungston, der Brand beschäftigte ihn zu sehr. Und schon nach einer Stunde fuhr er nochmals hinaus, um das Landhaus ganz allein noch genauer zu untersuchen.

Er leuchtete mit einer elektrischen Laterne in den Wandschrank hinein, und dabei stieß er sich ziemlich empfindlich an den Kopf; denn es war in der Mitte, zwischen den beiden kleinen Flügelthüren des Schrankes ein federnder Haken angebracht, in den die innerhalb der Thüren befindlichen Oesen sich von selbst einhaken, wenn der Schrank geschlossen wurde.

Er rieb sich ärgerlich den Scheitel und leuchtete an die unbequeme Stelle hin.

Und plötzlich wurde er sehr blaß. Dort oben an dem Haken hing ein kaum sichtbares, feines, schimmerndes Ding — ein zusammengerolltes, hängengebliebenes, rothes Frauenhaar.

„Mein Gott!“ rief Detlev heraus, „so ist es also doch wahr? So war hier — sie muß während der Nacht hier gewesen sein, da sie bei Tage nicht ausgegangen ist!“

Und doch ein einziges Haar, und wenn es auch lang und lockig und unternehmbar Astrids Haar war — das genügte doch unmöglich als Beweis!

Vielleicht fand er noch mehr — ja plötzlich ergriß ihn ein wildes Begehren, noch mehr zu finden. — Er hatte doch — das durfte er sich ruhig sagen — von Anfang an gemeint und auch davon gesprochen, daß die Gräfin zu vertrauenselig sei. — Diesem schönen Mädchen hatte sie wieder unbedingt vertraut — und er selbst — ja — er selbst etwa nicht?

„Rein!“ sagte er sich zornig, „mich hat sie gefesselt, weil sie wunderschön ist. Aber ich habe ihr nie getraut! Und sei — mein Gott, wie raffiniert muß sie sein!“

Er betrachtete das schmale, feine Fenster, durch das nur ein Knabe sehr leicht, ein Mann garnicht — eine ganz feine, schlante Gestalt wie Astrids aber mit einiger Mühe ebenfalls hindurchschlüpfen konnte.

Und — es war wohl nur eine Eingebung — nun troch Detlev auf einen Stuhl und einen alten Tisch, der hier im Keller stand, — man konnte es öffnen und ihn hinausleuchten — rund herumleuchten.

Und wieder wechselte Detlev die Farbe — diesmal aber schon ihm das Blut hoch in die Wangen.

Man reich und lockig waren Astrids die Haare in ihrer goldenen Fülle gewachsen! — Draußen im Staube lag ein winziges, himmelblaues Etwas, umspinnen von rothem Slange!

Detlev fuhr eine Viertelstunde später wieder in die Stadt zurück. Bei dem Hause der Gräfin hieß er aus, und nun mußte er ein wenig Detektiv spielen.

Er nahm das kleine Stubenmädchen beiseite, das die Schlafkammer aufräumte, und drückte ihr ein Goldstück in die Hand; sprach leise mit ihr und wartete in der Diele, bis die Kleine wiederkehrte.

Sie suchte die Achseln: „Ich kann den Kamm nicht bringen, Herr Graf, er ist nicht da! Wenn das Fräulein ihn sonst nicht einmal trägt, dann liegt er stets in ihrer obersten Spiegelschublade — das Fräulein ist aber heute ausgewesen, vielleicht ist sie mit dem Kamm fortgegangen und hat ihn verloren.“

„Schon gut, das kann ich sie ja selbst fragen.“

Bestellen Sie in einer Viertelstunde eine Droische — Fräulein Dietlers will verreisen.“

Ohne sich um das neugierige und erstaunte Gesicht des Mädchens zu kümmern, ging Detlev gerade auf sein Ziel los.

Er klopfte an Astrids Wohnzimmertür, sie rief herein und ging ihm mit einem reizenden Lächeln entgegen.

„Fräulein Astrid“, sagte er sehr ernst, „ich habe eine dringende Bitte. Eine Bitte, an der mir so viel liegt, — in der That, momentan alles liegt!“

„Nun. Und was für eine Bitte ist das?“

„Ich bitte Sie — steden Sie Ihre blauen Kamm ins Haar. Ach — Sie glauben, daß sei eine Laune

von mir? Nein, ich gebe Ihnen mein Wort, das ist es nicht! Es ist von höchster Wichtigkeit — nehmen Sie an, es sei ein Aberglauben dabei! Aber zu dem, was ich Ihnen gestehen möchte, muß ich Sie genau so sehen, wie ich Sie stets vor Augen habe — bitte. . . den blauen Kamm!“

Sie sah ihn unsicher an. — Aber seine Augen sprachen eine so dringende Sprache — er war so bewegt — war der Augenblick gekommen, auf den sie kaum zu hoffen gewagt hatte?

„Wenn Ihnen so viel daran liegt!“ sagte sie langsam — „ich hätte ihn morgen abholen wieder getragen!“

Sie schloß einen kleinen Schrein auf und — schon wollte Detlev befreit aufstehen — nahm den wohlbekannt Kamm heraus.

Mit bewußter Koletterie steckte sie ihn langsam ins Haar — Detlevs Augen sahen doppelt so klar wie sonst — und plötzlich sprang er auf sie zu. — Astrid schrie auf — zu spät — er hatte den Kamm in der Hand.

Und vorsichtig und mühsam, denn seine Hände zitterten jetzt, paßte er das kleine, blaue Etwas, das er in der Rechten verborgen gehalten hatte, an den einen Türkis in der Mitte, der schadhast geworden war. Dann lachte er leise und trocken auf: „Alfo doch!“ sagte er. — „Waden Sie schnell Ihre Ruffer, Fräulein Astrid, in einer Viertelstunde werden Sie dieses Haus verlassen haben.“

Sie richtete sich zornig auf: „Haben Sie den Verstand verloren, Herr Graf? rief sie aus. „Was erlauben Sie sich?“

Seine Augen hatten alle Weichheit verloren, und er funtelte sie spöttisch an: „Reine unnützen Worte, bitte! Hier ist das Stück von Ihrem Türkis, das Sie abgestohlen haben, als Sie sich heute Nacht durch das Kellerfenster angingen! — Und hier in diesem Seidenpapier sind einige Ihrer schönen, rothen Lockenhaare — Sie blieben erst am Fenster und nachher an dem Haken des Wandchranks hängen, als sie hineinschauten, um sich zu überzeugen, ob er wirklich leer sei. . .“

Als die alte Gräfin eine Stunde später das Vorgefallene erfuhr, rang sie die Hände: „Das hätte ich ihr niemals zuge-  
traut! Großer Gott, Detlev, du wirst sie doch nicht etwa anzeigen?“

„Rein, es genügt ja, daß ich sie fortgeschickt habe! Aber in Zukunft, liebe Tante, wirst du mir gewiß glauben, daß ich recht habe, wenn ich so viel leichter als du — ein Haar in den Dingen finde!“

Und die Gräfin nickte, ohne etwas zu erwidern. Es wollte ihr scheinen, als ob das Wortspiel etwas gezwungen von den Lippen ihres Neffen kam.

Spizhubenhumor.

Die Gaunertypen Johann Peter Hebel: der „Zundelfrieder“, der „Heiner“ und der „rothe Dieter“ waren einst sehr geschätzte Freunde der deutschen Jugend. Doch, lang, lang ist's her! Jetzt ertrifft sich J. P. Hebel mit seinem karmlosen Humor in den weitesten Kreisen der größten Unbelanntheit, sowohl bei der Jugend als auch bei den Erwachsenen. Unsere heutige Jugend! Die liebt papirzittere Socken. Aid Carter und Sichel Holmen — das sind ihre Helden! Darum ist es vielleicht ganz angebracht, einige Proben des Spizhubenhumors vor hundert Jahren (Hebel lebte von 1790—1826) zu geben.

Die Brüder Zundelheimer und Zundelfrieder, trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Seilers Tochter populirt war, nämlich mit dem „Strid“. Mit dem rothen Dieter bildeten sie ein sauberes Diebestrio, das bei Nacht in den Bühnerhäusern visitierte und bei Gelegenheiten in den Küchen, Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen; auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein. Von Mord und Raub aber hielten sie sich fern. Da die beiden Brüder jedoch dem rothen Dieter zu schlau und gerieben waren, trat er aus der edlen Kumpanei aus und wurde wieder ein ehrlicher Mann. Eines Tages, als er gerade ein Schwein geschlachtet hatte, besuchten ihn seine Freunde.

Nichts Gutes ahnend, trug er es aus der Kammer in die Küche und bedeckte es mit einer Mulde. Doch es sollte seinem Schicksal nicht entgehen. In der Nacht kamen die beiden Brüder, durchbrachen die dünne Wand an der Stelle, wo sie den ledernen Braten zu finden gedachten, fanden aber nichts. Unterdeß war der Dieter von dem Geräusch erwacht, stand auf und ging um das Haus herum, um der Urfrage nachzuspüren. Diesen Augenblick benutzte der Heiner, schleicht in die Schlafkammer und sagt mit der Stimme des Dieter: „Frau, die Sau aus der Kammer ist fort!“ — „Was redest Du denn so ein-fältig!“ erwidert diese. „Du hast sie ja doch selbst in der Küche unter die Mulde gelegt!“ So verrieth sie dem Gauner selbst den Versteck, und der hatte nun nichts Besseres zu thun, als mit seiner Beute davon zu eilen, nach dem Walde zu, wo er sich mit seinem Bruder verabredet hatte. Kaum hatte nun der Dieter den ihm gespielten Streich gemerkt, als er dem Diebe nacheilte und als er ihn erreicht hatte, die Stimme des Frieder annehmend,

sagte: „Bruder, Du wirst müde sein. Ich werde Dich ablösen.“ — „Schön“, erwiderte der Andere, „dann werde ich immer vorauslaufen und im Walde Feuer machen.“ Der rothe Dieter aber zog fröhlich mit seinem wiedergewonnenen Schweinechen heim und forderte seine Frau auf, das Thier sogleich zu zerhauen und Kesselfleisch zu machen, denn sonst würden es die Halunken doch noch holen; außerdem habe er nun auch Hunger.

Während nun die Frau mit der Ausführung des Auftrages beschäftigt war, legte sich ihr Mann noch ein wenig schlafen. Nun war es kein Wunder, daß ihn nach den Abenteuern der Nacht schwere Träume quälten und er ängstlich zu sich selbst begann. Besorgt eilte seine Frau zu ihm, um noch ihm zu sehen. Da kam langsam eine zugespitzte Stange durch den Kamen her-ab und holte ein Stück Fleisch nach dem andern aus dem Kessel, bis er leer war, und als nun das Ehepaar sich „zum lecker bereiteten Male“ nieder-  
setzen wollte, da hatten sie das Nachsehen! — Doch als sie gerade hungrig wieder zu Bett gehen wollten, da stiegen die Schelme mit ihrer Beute vom Dach herab, und alle vier schmauften nun gemeinsam unter Lachen und Scherzen.

Eines Tages sah der Heiner, der eben wieder einmal Nummer Sicher entronnen war, betrübt in einem Wirthshaus; denn er fühlte sich einsam und verlassen, da auch sein Bruder, des Gaunerbaisens fatt, in den Kreis der ehrlichen Menschen zurückge-  
kehrt war. Die anderen Gäste kannten ihn nicht. Da hörte er, wie das Ge-spräch auf ihn kam und ein reicher Müller den Wunsch äußerte, den verschlagenen Schelm einmal kennen zu lernen! Ein anderer warnte ihn vor der Schlaubei des Heiner. „Pah!“ meinte der Müller überlegen. „Ich komme noch am hellen Tage durch den Wald, und sollte mir Gefahr drohen, so gebe ich meinem Schimmel die Sporen.“ Der Dieb begabte unter-deß ruhig seine Zede und ging aus dem Hause dem Walde zu, durch den der Müller seinen Weg nehmen mußte.

Untertweg begegnete ihm ein lahmer Bettler, der die Gelegenheit benutzte, auf einem Wagen durch den Wald nach der nächsten Stadt mitzufahren, und er kaufte ihm seine Krüde ab, da er sich seinen Fuß vertreten hätte. Nun erkletterte er, sobald das Fuhrwerk außer Sicht war, in aller Eile einen Baum und hing die Krüde an einen Ast. Darauf setzte er sich in der Nähe unter einen anderen Baum und ließ ein Bein an sich, als wenn es lahm wäre. Nicht lange wachte es, da kam auch schon der die Müller mit selbstzufriedenem Gesicht angetratt. „Ach Gott, lieber Herr!“ rief ihm der Zundelheimer mit kläglich Stimme zu. „Seid barmherzig mit einem armen Bettler! Zwei Stroche haben mich meiner geringen Baarthschaft be-raubt und aus Rache dafür, daß es so wenig war, meine Krüde dort oben in den Baum gehängt, so daß ich nicht weiter kann und hier elend verkom-men muß, wenn Ihr mir nicht helft!“

Um zu dem Baum zu gelangen, mußte der gutmüthige Mann vom Pferde steigen, da er auf einem schmalen Brett einen Graben zu passieren hatte. Während er sich nun aber abmühte, die Krüde aus den Zweigen herunter-zuholen, schwang sich der Galgenvogel blitzschnell auf den Schimmel und jagte von bannen, indem er seinem Opfer noch zurief, er möchte seine Frau vom Zundelheimer grüßen, wenn er heimkäme. Als jedoch der Müller endlich, schluchzend und höhnend über den weiten Weg, den er zu Fuß über den weiten Weg, den er zu Fuß hatte zurücklegen müssen, zu Haus anlangte, fand er sein Köhlein an der Thür ange-bunden.

Ein andermal, da der Heiner aus dem Zuchtstalle ausgebrochen war, „um den Zuchtmeister nicht so früh zu wecken“, und auf allen Straßen die Stedbriefe ihm vorangeflogen waren, war es ihm glücklich, unangefochten ein Städtchen an der reize zu erreichen, und er war nur in Sorge, wie er dort hineintommen könne; denn damals waren die Städte noch mit Mauern und Thoren versehen und diese wieder-um mit Stadtpolizisten und Thormar-ten besetzt. Als ihn die Schildwache wegen des Woher und Wohin anhalten wollte, fragte unser Zundelheimer ernsthaft: „Kennst Ihr Polnisch?“ Als der Posten das verneinte, ließ der Spizhuber den Thormart holen; aber auch der konnte kein Polnisch und, wie er sagte, auch niemand in der Stadt. Na, meinte nun der Heiner, wenn seiner Polnisch verstünde, wollte er nur lieber bis zur nächsten Stadt gehen.

Das sollte er nur thun, lautete die Gegende, das Städtchen sei ja nicht groß. Und so kam der Schlaupoli glüchlich bis zum nächsten Thor. Untertweg hatte er sich nur so lange auf-gehalten, wie „nötig war, einerGans, die sich auf der Gasse verpöthet hatte, ein paar gute Lehren zu geben. „In euch Gänse“, sagte er, „ist keine Ruchi zu bringen. Ihr gehört, wenn's Abend ist, ins Haus oder unter guteAufsicht.“ Und so packte er sie mit sicherem Griff am Hals und — mit nichts dr nichtis — unter den Mantel den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten ge-liehen hatte. Als er nun am anderen Thor angelangt war und der Söldner

sich in seinem Schilderhäuschen rührte, schrie er mit herzhafter Stimme: „Wer da!“ worauf der Posten in aller See-lenruhe: „Gut Freund!“ antwortete und ihn mit seiner Beute unangefoch-ten über die Grenze entkommen ließ.

König Eduard's neueste Modeschöpfung.

Aus London wird geschrieben: Die Hüter der Modetraditionen für die Herrenwelt im Londoner Westend sind wie vor den Kopf geschlagen: König Eduard, der als Prinz von Wales mehr noch als heute für die englische Herrenmode tonangebend war, hat eines der als unerschütterlich geltenden Kleidergeetze umgestoßen.

Er trug bei dem Empfang im Hause von Mr. und Mrs. Arthur James in Goton einen dunkelgrauen Gehrock und einen weichen hellen Filzhut von der Form, die er seiner Zeit in Somburg traktierte. Man denke: Bis jetzt war es ehernes Gesetz, daß zu einem Gehrock nur der Zylinder oder der steife Filzhut getragen werden konnte. Aht andere Teilnehmer an diesem Empfange trugen dem Bei-spiel König Eduards folgend, ähnl-  
liche Kleidung; zwei trugen sogar kurze Jacketanzüge, der eine mit einem weichen Filz und der andere mit einem Strohhut. Aber die Gentleman von Piccadilly wissen sich von ihrer Ueber-  
rohung schnell zu erholen. Sie beug-  
en sich der Autorität des Königs Eduard und erklären, daß sein „äl-  
tend“ figender Gehrock, seine grauen Beinkleider, sowie eine weiße Weste, sein schwarzer Schlips und sein hell-  
grauer weicher Filzhut in voller Har-  
monie zu einander stehen, und wäh-  
rend sie diese Mode gestern noch mit verächtlichem Achselzucken verpöht hät-  
ten, bewundern sie heute König Eduard's Geschmack. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die von ihrem „King“ geschaffene Mode wäh-  
rend dieser Saison überall in Eng-  
land Triumphe feiern wird. Die Ele-  
gants in der Westcentrale der Herren-  
mode sind zu der Einsicht gekommen,  
daß wie in Kunst und Dichtung ein  
Genie sich auch in der Mode über Tra-  
dition und Gebrähe lächelnd hinweg-  
setzen kann.

Warum die Hunde ihre Junge her-aushängen.

Wenn sie erbt sind, hat man lange Zeit sich nicht zu erklären vermocht. In Volks- und in Jägerkreisen sagte man sich irrtümlich, der Hund bedie in seiner Haut wie in einem luftdich-  
ten Sack ohne Poren, der Hund schweige daher mit der Junge und lasse diese zur Abkühlung aus dem Munde hängen. In Wirklichkeit schmeißt aber der Hund durch seine Haut, gerade so aut wie der Mensch, aber seine Schweißabsonderung ist in der That nicht erheblich und tritt nicht auffal-lend in Erscheinung.

Neuerdings hat man nun für das Herausabhängen der Junge des erbt-  
ten Hundes folgende Erklärung ge-  
geben: Die Nase des Hundes ist vor-  
zugsweise Niesorgan: der Geruch-  
sinn ist dem Hunde von höchster Be-  
deutung. Die Nasenhöhle ist daher so fein gebaut, die für die Nieschät-  
tigkeit wichtigen Nasenmuscheln sind so hart entwickelt, daß bei beschleunig-  
ter Athmung nicht genügend Luft durch die Nase hindurch zu den Ath-  
mungsorganen gelangen kann. Des-  
halb muß, wenn der Hund im Zu-  
stande der Erbtung angestrengter athmet, das Maul geöffnet werden, denn an die Stelle der Nasenath-  
mung tritt die Mundathmung. Wird nun die lange Junge eingezogen ge-  
halten, so füllt sie den hinteren Theil der Mundhöhle vollkommen aus, und die obere Wand der Jungewurzel legt sich hinter dem Gaumen fest an. Bei zurückgezogener Junge würde also keine Luft durch das Maul zu den Athmungsorganen gelangen. Bei angestrenzter Athmung muß also die Junge herausgestreckt werden.

Erste Hilfe bei Ertrunkenen.

In einem stessigen Meeresufer der Rüste von Cornwallis tobte ein wü-  
thender Sturm. Ein Dampfer war an den Klippen gerschtelt und unter heldenmüthigen Anstrengungen hatten die Dorfbewohner Mannschaft und Passagiere gerettet bis auf einen ein-  
zigen, der augenblicklich ertrunken war und an's Land gespült wurde. Neben ihm kniete der neue Wärter und bemühte sich, ihn in's Leben zu-rückzurufen. Als seine Bemühungen keinen Erfolg hatten, wandte er sich zu den Dorfleuten, die ihn umstanden. Meine Lieben, sagt mir, was pflegt Ihr denn in solchen Fällen sonst zu thun?

„Wir drehen seine Taschen um“, war die biedere und aufrichtige Ant-wort.

1870 gefallen—1909 denKontri.

Aus Leipzig schreibt man: In den Rubestand trat jetzt der Kriminalober-wachtmeister Golbe nach 40jähriger Dienstzeit, die er treu ab'olvierte, ob-gleich er — auf der Ehrenliste der im Feldzug 1870 Gefallenen in der Leipziger Thomaskirche steht. Golbe war beim Sturm auf St. Privat schwer verwundet worden nach dem denkwürdigen 18. August durch meh-rere Kugeln getroffen und endlich ge-  
seilt. Als er aus der Arznenstation-  
genesamt nach Leipzig zurückkehrte, war die Ehrenliste der Gefallenen für die Thomaskirche bereits fertig gego-  
sen. Golbe hat sich als „Tobter“ noch lange wohl gefühlt.

Bachfischphantasie.



„Ach, Gretchen — wie schön war die Parade, und gar Herr Schulz, mein Verehrer, als Flügelmann! So muß Apollo als Einjähriger ausge-sehen haben!“

Die Jüff.

Zwei Kölnnerinnen: „Uns Kinder schrieben sich all met enem E: der Schorsch, der Schang un e Schmett; uns Jüff (Sophie), dat schried sich mit enem Z.“

Er kennt sich aus.

„Meine Frau hat die Gewohnheit, sich in Damen-Gesellschaft immer jün-ger zu machen, als sie wirklich ist. Das ist thöricht.“

„Haben Sie das niemals gethan, alter Freund?“

„D, nein! Aber ich lasse es andere für mich besorgen!“

Andere?

„Ja! Sehen Sie, wenn mich eine Dame nach meinem Alter fragt, so antworte ich regelmäßig: „Ich bin ge-  
rade ein Jahr älter, meine Gnädige,  
als Sie.“ Sie dürfen fest überzeu-  
gen, daß sie mich nun weit jünger  
macht, als ich es jemals gewagt hätte.“

Die Spizhaus.

Schaffner (zum Zugführer): „Die junge Dame will durchaus in ein Raucherbüchlein; sie find aber alle be-seft!“

„Dann muß sie eben hier bleiben; wir können doch nicht jeder Gans 'ne Rauchertammer zur Verfügung stel-len!“

Gaunerhumor.

„Die Hofe, die du anhaft, hast du wohl während deiner Gefängnisstaf getragen?“

„Wieso meinst du?“

„Weil sie so abgeleffen aussieht.“

Stoßkäufer.

Verunglückter Dramatiker (wäh-  
rend eines sehr starken Gemitters): „Was hilft es mir, wenn auch die Welt in Stücke geht? . . . In meine Stücke geht sie doch nicht!“

Aus der Schule.

Lehrer (der auf den Jgel hinweisen will): „Wie heißt das Thier, das im Stande ist, sich ganz zusammen zu rollen?“

Schüler: „Der Rollmops!“

Am Eiser.

Vater (zu einem jungen Manne, der seine Tochter aus dem Wasser ge-zogen): „Wie soll ich Ihnen danken? Sie haben einem Vater die einzige Tochter wiedergegeben . . . aber wol-len Sie sie vielleicht behalten?“

Vorbereite.

Gnädige (zum Dienstmädchen): „Sie wollen künbigen und als Tren-wärterin eintreten? Nun sagen Sie mir bloß: haben Sie denn irgend welche Erfahrungen auf dem Ge-biete?“

„Ja, wenn eine bei so vielen Herr-schaften herumgekommen ist, wie ich?“

Ermanternd.

Frau (an Kinder Kuchen verthei-lend): „Du bekommst einen Kuchen mehr, weil deine Mutter gestorben ist.“

Kind: „Meine Großmutter ist auch tobt.“

In der Ausstellung.



Bauer (vor einer Wachfigur, einer täuschenden Wiedergabe eines Ausstel-lungsbieters): „Da schaut's her! Das ist der einzige Diener, den ich gern a'fragt hätt', weil er so ein freund-  
liches Gesicht hat, und daß er auch  
ausgestopft sei.“